

Chanukka im Wandel der Zeiten

Klaus Davidowicz über die vielfache Umdeutung des Lichterfestes

Am Anfang der Geschichte steht ein Aufstand. Von 167 - 164 v. d. Z. rebellierten die sogenannten Makkabäer (der Priester Mattathias und seine Söhne Jochanan, Juda, Simon, Eleazar und Jonathan) erfolgreich gegen die Seleukiden-Dynastie aus Syrien, die unter ihrem König Antiochus IV. Epiphanes versucht hatten, das Judentum zu „hellenisieren“. Der Kampf endete mit der Wiederherstellung des Jerusalemer Tempels, der von den Seleukiden Zeus geweiht worden war. Diese spannende Geschichte, die in den „Makkabäer-Büchern“ erzählt wird, findet sich allerdings nicht im jüdischen Tanach, sondern nur in der griechischen Bibelübersetzung, der Septuaginta und in der katholischen Ausgabe des sogenannten „Alten Testaments“. Im Talmud wird vor allem das allseits bekannte Chanukka-Wunder über den einzigen Krug reinen Öls berichtet, der statt einem Tag ganze acht Tage lang brannte (Traktat Schabat 21b). Jahrhunderte lang fristete Chanukka eher ein Nischendasein im jüdischen Festtagskalender. Es werden zwar acht Tage lang die Chanukka-Lichter entzündet, aber sonst hat das Fest keinerlei Einwirkung auf das Alltags-Leben.

Chanukkia und Magen David. Foto: Herby Sachs



Im 19. Jahrhundert wurde Chanukka von zwei völlig verschiedenen jüdischen Strömungen geradezu „wiederbelebt.“ Der Sieg des traditionellen Judentums gegenüber dem assimilierten hellenisierten Judentum wurde im Zionismus zu einem Symbol nationaler Befreiung. Theodor Herzl (1860-1904) schrieb am Ende seines „Judenstaats“: „Darum glaube ich, dass ein Geschlecht wunderbarer Juden aus der Erde wachsen wird. Die Makkabäer werden wieder aufstehen.“ So wurde in zionistischen Gruppen Chanukka zum „Chag ha-Makkabim“ (Fest der Makkabäer) oder „Chag ha-Chaschmonaim“ (Fest der Hasmonäer) umgewandelt. Martin Buber (1878-1965) politisierte Chanukka 1914 in seiner Rede „Die Tempelweihe“ sogar so weit, indem er den Ersten Weltkrieg mit dem Krieg der Makkabäer verglich. In dieser Rede, die er bei einer zionistischen Chanukka-Feier gehalten hatte, bezeichnete Buber die Teilnahme am Weltkrieg als eine befreiende national-jüdische Erfahrung. Diese Rede rief bei Zeitgenossen und Freunden wie Gustav Landauer (1870-1919) oder Gershom Scholem (1897-1982) tiefes Entsetzen hervor ...

Die Umdeutung des Chanukkafestes war für viele junge Zionisten natürlich auch eine Rebellion gegen ihre Eltern – falls sie aus den Kreisen des assimilierten deutsch-jüdischen Bürgertums kamen. Dort war nämlich seit Ende des 19. Jahrhunderts Chanukka immer stärker aufgeweicht und

mit dem christlichen Weihnachten auf witzig bis absurde Weise vereinigt worden, ironisch „Weihnukka“ genannt. Eine andere Variante war es, gleich Weihnachten als „deutsches Volksfest“ zu begehen ...

Zahlreiche Zeugnisse aus dem 19. Jahrhundert und Anfang des 20. Jahrhunderts bezeugen, wie jüdische Familien Weihnachten als völlig säkulares Winterfest begingen ... So schrieb Ernst Simon: „In meinem wohlhabenden, gebildeten, musikfreudigen Elternhaus hatte ich vom Judentum nichts gehört, gesehen oder erlebt: kein Wort Hebräisch, kein Fest (außer Weihnachten!), keine Synagoge, keine Barmizwa. Aber Vater war scharf gegen die Taufe: ‚Ein anständiger Mensch verlässt keine belagerte Festung wegen eines Vorteils.‘ Am Anfang meines jüdischen Nationalbewusstseins stand der Trotz.“ Wie sehr das säkularisierte Weihnachtsfest für Verwirrung sorgte, zeigt auch der Besuch des Wiener Oberrabbiners Moritz Güdemann (1835-1918) am Weihnachtsabend 1895 bei Theodor Herzl. Herzl feierte ebenso Weihnachten als Volksfest. Güdemann, der Weihnachten als das Geburtstagsfest von Jesus betrachtete, war erstaunt über den großen Weihnachtsbaum.

„Die eher oberflächliche Beziehung zu den theologischen Inhalten ist für die meisten der heute lebenden Juden vergleichbar mit der globalen Einstellung der Christen zum Weihnachtsfest. Auch aufgrund demographischer Entwicklungen wird eine reli-

gionsübergreifende Form des Feierns gesucht. Von den über fünf Millionen Juden in den USA, der größten jüdischen Gemeinschaft in der Welt, sind fast die Hälfte mit nichtjüdischen Partnern verheiratet, ein Phänomen, das außerhalb Israels in allen jüdischen Gemeinschaften zu beobachten ist“, schreibt Cilly Kugelmann in „Weihnukka, Geschichten von Weihnachten und Chanukka“.

In den USA wurde Chanukka vor allem durch eine wahre Produktschwemme zunehmend kommerzialisiert und klassische Elemente wie Weihnachtsbaum und Christbaumschmuck wurden nicht nur übernommen, sondern auch „judaisiert“. Davon zeugen Süßigkeiten wie „Maccabeans“-Geleebohnen, die 46 cm große Stoffpuppe des Juda Makkabi und „Chanukka-Kalender“ an Stelle von Adventskalendern. Dort kann man statt der 24 nur 8 Tage öffnen, hinter denen die Geschichte der Makkabäer in Fortsetzungen erzählt wird – Schokolade inbegriffen. Aus dem Weihnachtsbaum wird der „Chanukka-Busch“, der dementsprechend mit Davidsternen und Kugeln mit jüdischen Motiven wie Menorot geschmückt wird.

Was wundert es dann noch, wenn eines der berühmtesten amerikanischen Weihnachtslieder, „White Christmas“, von Irving Berlin (1888-1989), einem Kantorensohn, geschrieben wurde.

*Klaus Davidowicz
www.hagalil.com*

Chanukka und Britmila

Im Dezember Beschneidungen für ältere Kinder und Erwachsene geplant

Liebe Gemeindemitglieder,

nicht nur unter dem Kommunismus und in heutigen Zeiten der drohenden Assimilation mussten und müssen wir Juden für unsere jüdische Identität kämpfen. Nein, dieser Kampf ist schon uralte. Schon vor ca. 2200 Jahren mussten sich die Juden genauso im Kampf um ihre jüdische Identität gegen die Griechen und Hellenisten behaupten. Als Resultat dieses Kampfes und seines erfolgreichen Ausgangs für das jüdische Volk feiern wir Chanukka. Heutzutage ist es ein fröhliches und unbeschwertes Fest. Doch das darf nicht darüber hinweg täuschen und uns vergessen lassen, wie groß die Herausforderung und wie schwer der Kampf war. Die Griechen verstanden, dass man das jüdische Volk am besten bekämpft und zum Verschwinden bringt, indem man es von seinen Wurzeln trennt. So verboten sie unter Todesstrafe, alles das auszuüben, was unsere jüdische Identität ausmacht: Schabbat zu feiern, Tora zu lernen, Gott anzubeten, koscher zu essen und Beschneidungen durchzuführen. *Foto: Boike Jacobs*



Nur der Bereitschaft unserer Vorfahren, ihr Leben zu riskieren, um weiterhin das Judentum zu leben, haben wir es zu verdanken, dass wir zur damaligen Zeit nicht völlig entwurzelt wurden und heute noch als jüdisches Volk existieren. Ihnen und all jenen, welche ihnen folgten und auch in dunkelsten Kapiteln unserer Geschichte nicht vom Glauben und den Traditionen unserer Väter abließen. Auch heute sind diese unsere stärksten Mittel, um gegen die Assimilation anzukommen.

So möchte ich gerne ein paar Gedanken zu einem der wichtigsten Fundamente unserer jüdischen Identität, der Beschneidung, anbringen (*Foto*). Die Beschneidung ist ein Zeichen des Bundes, das Gott mit dem jüdischen Volk geschlossen hat, wie die hebräische Bezeichnung „Britmila“ zum Ausdruck bringt. Durch sie insbesondere wird ein Jude eins mit der jüdischen Tradition und bleibt untrennbar mit ihr verbunden. Sie ist ein Schlüssel zum Jüdisch-Sein, nicht im nationalen Sinne, sondern im Sinne des inneren jüdischen Bewusstseins und des bewusst gewählten Lebenswandels.

Die Britmila ist das erste das Judentum bezeichnende Gebot, seit sich unser Vorvater Awraham auf Befehl Gottes im Alter von 99 Jahren beschneidet. Erst mit dieser Tat wurde er von Gott als vollkommen bezeichnet. Seither soll jeder neugeborene jüdische Junge am 8. Tag nach der Geburt beschneidet werden. Die Beschneidung bedeutet für den Neugeborenen den Eintritt in die jüdische Welt und den Beginn des jüdischen Lebenswandels. Sie ist und bleibt ein besonderes Zeichen zwischen ihm und

Gott. Medizinische Untersuchungen ergaben, dass der 8. Tag der ideale Zeitpunkt für eine Beschneidung ist: Einerseits hat das Baby noch keine vollständig ausgebildeten Nerven für die Schmerzempfindung; andererseits ist die Blutgerinnung zu dieser Zeit schon so weit entwickelt, dass sich das Baby schnell erholen kann. Der Vorgang wird durch erfahrene Mohalim schnell durchgeführt, und das Baby beruhigt sich gewöhnlich in kurzer Zeit. Es bleiben keine Erinnerungen zurück. Bei Krankheiten lässt das jüdische Gesetz eine Terminverschiebung selbstverständlich zu, bis das Baby gesund und kräftig genug ist.

Für eine Beschneidung ist es jedoch nie zu spät, auch wenn sie für ältere Kinder oder Erwachsene nicht ebenso einfach und unkompliziert ausfällt. Erfreulicherweise gibt es in Köln die Möglichkeit auch für diese Altersgruppe, sich unter ärztlicher Aufsicht durch erfahrene Mohalim beschneiden zu lassen. Das Rabbinat bietet hierfür gerne an, dies für Sie zu organisieren, und plant, einen Tag für Beschneidungen gegen Ende Dezember durchzuführen, damit die Ferienzeit zur Erholung genutzt werden kann. Haben Sie auf diese Gelegenheit gewartet, haben Sie Interesse oder Fragen?

Bitte melden Sie sich telefonisch unter der Nummer 0211 - 469 12-16 einfach im Rabbinat an, wir stehen gerne zu Ihrer Verfügung und hoffen auf einen gelungenen Freudentag, Einen Tag, an dem die jüdische Gemeinschaft in Düsseldorf ein weiteres Zeichen setzt - ein jüdisches Zeichen.

Ihr Rabbiner Julien-Chaim Soussan

Broche-Party im Nelly-Sachs-Haus

Am 19. Oktober trafen wir, die Frauen der Rosch Chodesch-Gruppe, uns zu unserem monatlichen Beisammensein im Nelly-Sachs-Haus. Dieses Mal waren es zwölf Frauen, die zu einer Broche-Party im außerordentlich liebevoll hergerichteten Raum im Elternheim zusammenkamen. Broche-Partys werden weltweit gefeiert und haben allesamt den Sinn, so oft wie möglich „Amen“ zu sagen, wie man es eben nach einer Bracha sagt. Aus jedem inbrünstig gesprochenen Amen entsteht ein Engel, der vor Gott Fürbitte leistet für die Menschen unter uns, die dieser besonders bedürfen (nebenbei bemerkt ist laut Gematria der Zahlenwert von Amen und Malach der gleiche). Ein schöner Gedanke! So feierten wir an diesem Abend eine Party mit Wein und Früchten der Erde und des Baumes und mit Getreideprodukten, und jede der Frauen antwortete so fünfmal „Amen“, und jedes „Amen“ mit guten Wünschen und Gedanken war den Familien Soussan und Goldberger gewidmet. Wir teilten unsere Gedanken über Gebete und Gebote, über die Kraft des Betens und über Dinge zwischen Himmel und Erde, die wissenschaftlich nicht erklärbar sind, aber Tag für Tag geschehen. Bei jedem Amen waren wir in Gedanken bei den Engeln, die eintreten für diese beiden Familien, und wir trennten uns nach fast drei Stunden mit dem Gefühl gemeinsam etwas erreicht zu haben.

Brigitte Wilder

Besonderer Einsatz für russischsprachige Juden

Seit dem 1. Oktober verschönert Kantor Yehuda Rottner die Gottesdienste

Liebe Gemeinde,

es freut mich, dass ich als neuer Kantor der Gemeinde Düsseldorf insbesondere zu Sukkot tätig sein durfte. In der kurzen Zeit, die ich hier bin, habe ich die Schule besucht, das Nelly-Sachs-Haus kennengelernt und an Beisetzungen teilgenommen. Ich freue mich darauf, möglichst viele Gemeindeglieder auf ihre Bar- und Batmizwa vorzubereiten, viele Britot und Hochzeiten in der Gemeinde zu erleben. Es ist mein Ziel, die Bar- und Batmizwa-Kinder intensiver am Gottesdienst zu beteiligen und die ganze Familie in das Geschehen zu involvieren. Ich freue mich auf eine gute Zusammenarbeit mit allen Gemeindegliedern. Jeder, der meine Hilfe benötigt, kann mich im Rabbinat erreichen unter 0211 - 469 12 - 16 oder unter der mail-Adresse rottner8@012.net.il.

Ein erfolgreiches Jahr voller Zufriedenheit!

Ihr Yehuda Rottner



Seit dem 1. Oktober arbeitet Yehuda Rottner als Kantor in der Gemeinde, und er hat sich mit seiner offenen Art, seiner Herzlichkeit und seiner schönen Stimme schon viele Freunde gemacht. Auch im kommenden Jahr wird Yehuda Rottner die Gottesdienste und Feste mit seinem Gesang verschönern.

Dies hat er zuvor schon in Los Angeles, Montreal, Toronto und Miami getan. Und er

hat in Petach Tikva unter der Leitung der Bar Ilan Universität junge Kantoren in Chasanut und Jüdischer Liturgie unterrichtet. Kein Wunder also, dass von ihm bereits sechs CDs und drei DVDs auf dem Markt sind.

Der kontaktfreudige Mann hat während seiner Zeit in Montreal, Toronto und Miami auch Interviews für die dortigen Fernseh- und Rundfunkanstalten und Zeitungen ge-

geben und ist mit einem 100-köpfigen Chor in einem vielbejubelten Konzert in der Universität von Miami aufgetreten.

Ganz besonders aber hat er sich um die russischsprachigen Juden gekümmert, indem er sowohl Spenden sammelte als auch Konzerte in Lettland, Wilna und Kowno gegeben hat. Die Gemeinde freut sich auf eine intensive Zusammenarbeit mit Kantor Yehuda Rottner. *Boike Jacobs*

Lieder, die zu Herzen gingen

Laszlo Fekete, Zoltan Neumark und Judit Klein begeisterten im Nelly-Sachs-Haus



Am 8. November gab es im Nelly-Sachs-Haus einmal mehr ein besonderes musikalisches Ereignis. Zum zweiten Mal gastierte das Trio László Fekete (Bass) - seit 1989 Oberkantor der Großen Synagoge Budapest und Lehrer am Rabbinerseminar -, Zoltan Neumark (Piano) und Judit Klein (Gesang) mit einem Konzert bei uns.

Mit Leichtigkeit wechselte das glänzend eingespielte Team zwischen Genres und Sprachen. Eröffnet wurde das Konzert mit dem wunderschönen hebräischen „Jerushalajim shel zahav“. Das gemeinsame Singen mit dem Publikum, dem das Lied durchwegs

lieb und bekannt ist, knüpfte gleich eine Verbundenheit zwischen Künstlern, Bewohnern und Gästen.

Der respektable Bass von Fekete kam bei den synagogalen Gesängen und einem in Russisch gesungenen Stück von Mussorgsky zur vollen Entfaltung. Zoltan Neumark (Jahrgang 1963), einer der begehrtesten Klavierbegleiter Ungarns, überzeugte mit seiner Solo- Interpretation von „If I were a rich man“ aus „Anatevka“. Mit temperamentvollem Sopran und lebhafter Mimik hatte die hübsche ungarische Sängerin Judit Klein ihre Zuhörer schnell um den Finger gewickelt und bewies echtes darstellerisches Talent. Sie lamentierte und gestikulierte (As der Rebe Elimelech), zankte und flirtete mit dem Pianisten und rührte mit „A jiddische Mame“ zu Tränen. Professionell wechselte sie in englischer Sprache ins Musical-Fach und sinnierte als Golde („Sunrise, Sunset - Jahre kommen, Jahre gehen“) mit Ehemann Tewje (Fekete) über die nun erwachsenen Kinder.

Eine Zugabe wurde dem begeisterten Publikum gerne gewährt. Nach dem Konzert mischten sich die Künstler wie selbstverständlich unter die Leute, unterhielten sich interessiert mit unserer ungarischen Musikerin Edith Banki und blieben bis in die Abendstunden Gäste des Nelly-Sachs-Hauses. Einen wahren Ansturm gab es auf die CD von Judit Klein „Rozhinkes mit Mandlen“. Rundum ein gelungener Nachmittag mit diesem Trio - wir wünschen uns natürlich mehr davon. *Sigrid Jung*

„Wie Juden I(i)eben“ – auf der Suche nach der Musterlösung Spannendes Seminar mit den Rabbinern Soussan, Apel und Engelmayer

„Never change a running system“, so lautet die alte Weisheit. Und Rabbiner sind ja dafür bekannt, viel von alten (oder auch nicht so alten) Weisheiten zu halten. Mit den Rabbinern Apel, Engelmayer und Soussan scheint es sich auch nicht anders zu verhalten, somit luden sie alle jungen Leute aus NRW und der näheren Umgebung – zu der bekanntlich auch Berlin, Nürnberg und Frankfurt an der Oder zählen – zum 5. Drei-Rabbiner-Seminar ein. Trotz aller negativen Sachen, die man über die Jugend von heute hört, fanden sich jedoch 100 Personen, die es unhöflich fanden, eine derartige Einladung auszuschlagen, und sich am 23. Oktober auf den Weg nach Dortmund, dem diesmaligen Austragungsort des Seminars, machten. Diesmal wurde das Seminar durch die Anwesenheit von Louis Lewitan, einem Psychologen und einem der Top-Spezialisten in Deutschland auf den Gebieten Stress und Beziehung (was manchmal auch gleichgesetzt werden kann), bereichert. Nun wären wir auch beim Thema des Seminars angekommen. Der Titel lautete „Wie Juden I(i)eben“, es ging darum, wie man einen Partner fürs Leben kennenlernt und - nicht minder wichtig - ihn auch behält.

Begonnen wurde das Seminar mit einem stimmungsvollen Kabbalat Schabbat in der heimeligen Dortmunder Synagoge, gefolgt von einem Abendessen. Die Seminarteilnehmer weckten anscheinend im Küchenpersonal mütterliche Empfindungen, denn alle beschlich das Gefühl, zu Hause zu sein. Nach dem Essen rollte man - sobald man wieder im Stande war, sich zu bewegen - zu einem Auftaktworkshop von Louis Lewitan, in dem die wichtigsten Dimensionen einer langen und erfolgreichen Beziehung angesprochen wurden. Ausgeschmückt wurde der Vortrag mit lebensnahen Beispielen aus dem spannenden Leben des Referenten, inklusive einer Unterbrechung für Kaffee und Kuchen. Da keiner der jungen Zuhörer eingeschlafen war, wurde der Schiur erst weit nach Mitternacht beendet.

Beinahe nahtlos ging es am gleichen Tag mit einem ungeachtet der frühen Zeit erstaunlich gut besuchten Schacharit weiter,

gefolgt von – unglaublich, aber wahr – einem Kiddusch mit Essen. Eine Podiumsdiskussion über die physische Seite der Beziehung zwischen Mann und Frau, geleitet von Rabbiner Apel, sorgte beim Publikum für heftige Diskussionen. Man(n) erwartete – vor allem von Louis Lewitan, er ist ja der Experte – eine Musterlösung für eine glückliche Beziehung. Wie oft sollen Blumen mitgebracht werden? Wie lang muss ein Beziehungsgespräch dauern? Und – wo ist denn der Knopf versteckt, auf den man drücken muss, damit es auch ja wirklich funktioniert und keine Schwierigkeiten gibt? Denn es muss ja unbedingt einen geben! Da man den Knopf nicht finden konnte, entschied man sich mehr oder weniger spontan, zu Mittag zu essen, was sogar für die Streitlustigen unter uns eine leichte Lethargie zur Folge hatte.

Der Nachmittag wurde von einer Vielzahl spannender Schiurim gefüllt, wobei unverständlicherweise aus dem Schiur über die

Einstellung des Judentums zu Vielweiberei eine heiße Debatte über die Sklaverei wurde. Der erfolgreiche Tag wurde von einer nicht minder erfolgreichen und gut besuchten Party mit einem Auftritt der *Jewdyssee* gekrönt. Auch der akute Platzmangel auf der Tanzfläche tat der guten Stimmung keinen Abbruch. Am Sonntag rundete Louis Lewitan das Seminar mit einem Vortrag mit praktischen Ratschlägen zur Verbesserung des gemeinsamen Lebens.

Das Seminar scheint ein großer Erfolg gewesen zu sein, denn es haben sich bereits vier Paare bei unseren Rabbinern für eine Chuppa angemeldet, und es haben sich - hoffentlich - neue Paare gefunden. Also sind die Weichen für Schwierigkeiten in einer Beziehung gestellt! Die wichtigste Message des Seminars - seid offen und kommuniziert mit einander - ist also angekommen. Über Risiken und Nebenwirkungen informieren euch die drei Rabbiner und Louis Lewitan.

Mascha Kogan

Was sagt das Judentum zum Suizid?

Suizid wurde im Judentum lange verurteilt. Er galt als etwas, das einem Mord gleichkam (Baba Qamma 91b). Ein Suizid ist die Leugnung des Guten in der Welt und ein Sichfallenlassen in die Verzweiflung. Er nimmt Gott das Vorrecht, Leben zu geben und zu nehmen, ein Recht, das sich ebenso auf das eigene Leben wie auf das der anderen bezieht. Um die Verurteilung einer solchen Tat auszudrücken und zur Abschreckung suizidgefährdeter Personen wurden strenge Bestimmungen für die Bestattung derjenigen erlassen, die „Selbstmord“ begangen hatten. Sie wurden in einem gesonderten Teil des Friedhofs beerdigt, und es gab keine Trauerrituale. Die Faktoren, die zu einem Suizid führen,

sind jedoch sehr viel stärker als die Angst vor solchen „Strafen“. Zudem gelten die Trauerrituale vor allem den Familienangehörigen, die solchen Beistand in diesem Fall besonders nötig haben. Die Hinterbliebenen sind oft traumatisiert. Sie erleben nicht nur einen sehr plötzlichen Verlust, sondern haben Schuldgefühle, fragen sich, ob der Tod hätte verhindert werden können.

Progressive Synagogen haben eine ablehnende Haltung zum Suizid, doch die Bedürfnisse der Angehörigen haben für sie eine höhere Bedeutung. Von daher finden Trauergottesdienste für Personen, die einen Suizid begangen haben, in der gleichen Weise statt wie bei anderen Beerdigungen. Die vollständigen Trauerrituale (Schiwa,

Steinsetzung, Jahrzeit) werden beachtet. Seit einiger Zeit haben auch orthodoxe Rabbiner eine andere Einstellung zu dem Thema eingenommen, die sie damit begründen, dass kein vernünftiger Mensch grundlos Suizid begehen würde. Er sei im Augenblick der Tat verrückt gewesen, daher für seine Tat nicht verantwortlich, und deshalb könne ein normaler Trauergottesdienst statt finden.

Wer eine depressiv kranke Person kennt oder Jemanden, der Suizidgedanken äußert, sollte den Kontakt zu dem betreffenden Menschen pflegen und ihn gegebenenfalls an Fachleute vermitteln, die eine Tragödie verhindern können.

Union Progressiver Juden

„Auftakt für millionenfachen Mord“

Juan Miguel Strauss: Rede zur Gedenkveranstaltung am 9. November im Rathaus



„Ein Mensch ist nur vergessen, wenn sein Name vergessen ist.“ Dieser Satz stammt von Gunter Demnig, dem Schöpfer der Stolpersteine. Vor wenigen Wochen hatte ich die große Ehre und Freude, Herrn Demnig für sein Werk im Namen der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf die Josef-Neuberger-Medaille zu überreichen. Mit den Stolpersteinen stellt sich Gunter Demnig dem Vergessen entgegen. Viele tausend Opfer des NS-Terrors sind dank der Stolpersteine zumindest mit ihrem Namen wieder an ihre einstigen Wohnorte zurückgekehrt. Manch ein Passant mag die quadratischen Messingplatten übersehen, in die der Künstler Name, Lebensdaten und Sterbeort eingraviert hat. Die Mehrheit der Fußgänger nimmt die besonderen Gehwegsteine jedoch wahr, bleibt kurz stehen und liest die Namen. In diesem Moment hat sich die Absicht von Gunter Demnig erfüllt: Im Kopf des Passanten entsteht ein Bild, eine Wahrnehmung. Das ist der Augenblick, in dem der Stolperstein zu einem Ort des Gedenkens wird. Das Opfer ist dem Vergessen entrissen. Foto: Archiv Düsseldorf

In den vergangenen Jahren sind in Deutschland vermehrt Anstrengungen unternommen worden, die Namen der Opfer auf unterschiedliche Weise zu dokumentieren. Anliegen war und ist es, die Ermordeten oder auf der Flucht zu Tode gekommenen in ihre einstige Heimat, ihr Lebensumfeld zurück zu holen. Ich denke an Projekte wie die „Denknadeln“ in Erfurt, die ähnlich den Stolpersteinen an ehemalige Wohnorte jüdischer Bürger erinnern; ebenso an die vom Bundesarchiv in Koblenz zusammengestellte „Liste der verlorenen Bürger“, die Namen von 600.000 Juden enthält, die in den Jahren von 1933 bis 1945 in Deutschland lebten; nennen möchte ich auch die zahlreichen künstlerisch eindrucksvoll gestalteten Gedenktafeln und Mahnmale oder den erschütternden „Zug der Erinnerung“, der an die Deportation von mehreren hunderttausend deutschen und europäischen Kindern mit der Reichsbahn in die nationalsozialistischen Konzentration-



Geschändete Grabsteine auf dem Alten Düsseldorfer Friedhof. Foto: H. Rubinstein

ons- und Vernichtungslager erinnert. Alle diese Beispiele zeugen vom aufrichtigen Bemühen von Bund, Ländern und Gemeinden wie auch von engagierten Bürgerinnen und Bürgern. Sämtliche Projekte sind Ausdruck der Anteilnahme am Schicksal der Juden und von Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Geschichte. Lobenswert ist insbesondere das Engagement von Schülerinnen und Schülern. Ob bei Geschichtswettbewerben wie dem „History Award“ der Stiftung Denkmalschutz oder anderen Initiativen – immer öfter beteiligen sich Schülergruppen und begeben sich mit Einfallsreichtum und viel Leidenschaft auf die Spuren der dunklen Vergangenheit Deutschlands.

Ich hebe dieses Engagement besonders hervor, weil sie ein dringend notwendiges Signal im Kampf gegen rechte Gesinnung und Gewalt darstellen. Die erfreuliche Tatsache, dass keine der rechtsextremen Parteien bei den gerade zurückliegenden Wahlen in den Bundestag oder die Länderparlamente von Brandenburg und Schleswig-Holstein einziehen konnte, ist keine Entwarnung in Sachen Rechtsextremismus. Der Rückhalt, den die NPD zu verzeichnen hat, bleibt groß. Der diesjährige deutsche Verfassungsschutzbericht untermauert diese Einschätzung. Für das Jahr 2008 verzeichnet der Bericht in Deutschland einen Anstieg rechtsextremer Straftaten um über 15 Prozent. Das Spektrum reicht vom Zeigen des Hitlergrußes über das Verbreiten rechtsradikaler CDs bis hin zur Schändung jüdischer Friedhöfe und Gewalt an Menschen. Die Wirklichkeit, sprich der zum Teil beängstigende Zustand vor Ort, wird



Stolperstein in Düsseldorf. Foto: B. Jacobs

durch diese Zahlen allerdings nur unzureichend abgebildet. Timo Reinfrank, Koordinator der Amadeu Antonio Stiftung, warnte im Frühjahr in einem Interview deshalb eindringlich vor Blauäugigkeit: „Gerade in ländlichen Regionen“, so Reinfrank, „kämpfen wenige zivilgesellschaftliche Kräfte gegen eine rechte Hegemonie“.

Auch im Gedenken an die Ereignisse in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 sind Zahlen allein ungeeignet, die ganze Tragweite des damaligen Geschehens zu vermitteln. Nicht die Anzahl der von den NS-Schergen in dieser Nacht wahllos eingeschlagenen Fensterscheiben ist wirklich von Belang, sondern die Tausenden von Männern, Frauen und Kinder, die in den wenigen Stunden zum Teil schwere körperliche Gewalt erlitten, verhaftet wurden und durch die furchtbaren Geschehnisse ein Trauma davon trugen.

Fortsetzung gegenüberliegende Seite



Fortsetzung von Seite 4

Sachlich-wissenschaftliche Begriffe wie „Reichspogromnacht“ oder verharmlosende Bezeichnungen wie „Reichskristallnacht“ geben nichts wieder von dem körperlichen und seelischen Leid der betroffenen Menschen. Sie erzählen nichts von den grausamen Szenen, bei denen jüdische Bürger wie Vieh durch Ortschaften vor die in Flammen stehenden Synagogen getrieben wurden, um ihnen mit dem Verbrennungstod zu drohen. Und sie lassen auch nichts erahnen von den schlimmen, erniedrigenden Übergriffen gegen Rabbiner, mit denen stellvertretend die gesamte Glaubensgemeinschaft gedemütigt und demoralisiert werden sollte.

Was in dieser Nacht vor 71 Jahren geschah, erinnert an mittelalterliche Pogrome, an plötzliche, ungeplante Gewaltausbrüche gegenüber den immer wieder als Sündenbock missbrauchten Juden. Letztere konnten sich nach diesem Schock vielleicht noch einreden, die Geschehnisse seien ein einmaliger Exzess. Viele jüdische Bürger hatten jedoch düstere Vorahnungen und entschlossen sich zur Auswanderung.

Eine weitsichtige, lebensrettende Entscheidung, wie sich schon bald heraus stellen sollte. Nur wenige Jahre später war klar: Der 9. November war der Auftakt für den millionenfachen Massenmord. Scharfsichtig hat der Historiker Ulrich Herbert die Bedeutung des 9. November im Hinblick auf den nachfolgenden Holocaust als einen historischen Wendepunkt herausgearbeitet: „Die Exzesse des 9. November kann man wo-möglich als ‚irrational‘ bezeichnen; die weitere Entwicklung (...) nicht, denn sie beruhte gerade nicht auf Leidenschaft, Hass oder Mordlust, sondern auf einem Konzept vom völkischen Staat, von politischer Biologie und Rassenhygiene. (...) Diese Entwicklung ist beunru-



higend, weil wir darin das Gesicht der modernen Gesellschafter kennen.“ Wie ein anderes Ereignis - so ließe sich hinzufügen - erscheint der 9. November deshalb als Mahnung an die Nachgeborenen, den Anfängen zu wehren.

„Ein Mensch ist nur vergessen, wenn sein Name vergessen ist“, so lautet der eingangs zitierte Satz von Gunter Demnig. Der Name eines Menschen prägt seine Persönlichkeit. Der Name erzählt manchmal von der Herkunft eines Menschen und macht jeden von uns nahezu unverwechselbar; Vor- und Nachname sind ein wesentlicher Teil von uns. Wenn die Namen verwehen, sind die Menschen vergessen. Unsere Pflicht ist es, so viele Namen von Opfern wie nur möglich zu sichern. Das Verstehen von historischen Zusammenhängen ist wichtig, fast noch wichtiger ist es jedoch, sich auf die Spuren

der Einzelschicksale zu begeben. Die Beschäftigung mit dem Lebensweg eines Opfers, möglicherweise ergänzt durch ein hinterlassenes Foto, schafft ein Maß des Mitgefühls und der Identifikation, das mittels bloßer Zahlen unmöglich zu erreichen ist. Aus einer solchen ganz besonderen Begegnung erwächst Respekt und Anteilnahme für das Schicksal eines Mitmenschen - Empfindungen, die damals bei den Zeitgenossen der ermordeten Menschen völlig unterentwickelt waren.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich hinweisen auf die Ausstellung unter den Namen „Zwischen Gehorsam und Gewissen – Novemberpogrom 1938“, die unter der Leitung des Polizeihauptkommissars Klaus Dönecke im Foyer des Polizeipräsidiums eröffnet wurde.

Schließen möchte ich mit dem Appell, Gedenkorte wie die Stolpersteine wenn auch nur im Vorbeigehen bewusst wahrzunehmen, nachzudenken über die Lebensgeschichten hinter den Namen und die Toten so vor dem endgültigen Vergessen zu bewahren. Denn, so schreibt der israelische Schriftsteller Amos Oz: „Jeder Mensch ist eine Welt für sich.“

Juan-Miguel Strauss,
Vorstandsvorsitzender

Fotos:

Links oben: Oberbürgermeister Dirk Elbers im Gespräch mit Günther Katzenstein bei der Gedenkfeier am Mahnmal für die ehemalige Synagoge.

Rechts oben: Mitglieder des Jugendzentrums diskutieren mit dem Zeitzeugen Günther Katzenstein, dem Historiker Dr. Bastian Fleermann und Gabriel Goldberg.

Mitte: Gedenkgang des Jugendzentrums.

Fotos: Bernie Spiegelman

Menschen aus unserer Gemeinde

Dr. h.c. Harry Radzyner: Verdienstorden für vielfaches Engagement

Dr. h.c. Harry Radzyner gehört zu den Menschen in unserer Gemeinde, die seit vielen Jahren in aller Stille Gutes tun. Projekte unterstützen, begabte Jugendliche fördern, einen Kiddusch spenden und Vieles mehr. Für alle sichtbar sind dabei der von ihm gespendete wunderschöne blaue Parochet mit dem Etz Chajim, dem Baum des Lebens, den Irene Rosenberg, verheiratete Kaufmann kunstfertig stickte. Und auch an der Finanzierung der großen steinernen Menora hat er sich beteiligt. Sie steht auf dem Hof der Yitzhak-Rabin-Schule, die dadurch für alle weithin sichtbar eine jüdische Schule ist. Am 5. Oktober hat nun Ministerpräsident Jürgen Rüttgers im Ständehaus (K21) in Düsseldorf 15 Bürgerinnen und Bürger mit dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet. Ihnen allen dankte er nachdrücklich für ihr Engagement: „Sie haben sich um das Land verdient gemacht. Das sagt sich leicht. Aber es erfordert unheimlich viel Kraft, Mut und Ideenreichtum. Damit machen Sie aus Nordrhein-Westfalen ein Land der Vorbilder. Sie haben Verantwortung übernommen. Für Kinder, für Arme, für Kranke, für die Kultur, den Naturschutz, für ein besseres Bildungssystem, für schönere Städte oder für die Verständigung zwischen den Kulturen. Sie gehören zu den Menschen, die tun, was sie sagen. Menschen, die dabei nicht nur an ihren eigenen Vorteil denken. Damit gehören Sie zur Elite, wie ich sie verstehe. Denn Sie setzen Maßstäbe für richtiges Tun.“ Das trifft auch zu auf Dr. Harry Radzyner, dessen Leben der Ministerpräsident mit folgenden Worten beschrieb:



Er hätte selber allen Grund, unversöhnlich gegenüber Deutschland zu sein. Denn Dr. Harry Radzyner hat einen Teil seiner Kindheit in deutschen Konzentrationslagern durchlitten. Aber er wollte keinen Hass und keine Rache, er wollte Versöhnung: Versöhnung zwischen Israel und Deutschland.

Versöhnung gelingt, wenn man Menschen zueinander bringt. Daher hat Dr. Harry Radzyner 1993 im Andenken an seinen Vater die „Moe Radzyner Stiftung - Brückenschlag“ gegründet. Sie unterstützt vor allem die Begegnung von deutschen und israelischen Studenten.

In Herzlija in Israel gründete er außerdem

das „Interdisziplinäre Zentrum für Studien in Wirtschaftsrecht und Technologie“ mit und stiftete einen großen Teil seines Vermögens für die Gründung einer eigenständigen juristischen Fakultät. Sein Wunsch ist es, nicht nur zwischen Israelis und Deutschen, sondern auch Israelis und Palästinensern zu vermitteln. Bisher war es politisch nicht möglich, auch arabischen Studenten ein Studium an der Radzyner-Fakultät für Jura zu ermöglichen. Aber wir wünschen Dr. Harry Radzyner von Herzen, dass er diesen Wunsch realisieren kann.

Außerdem baut er seit 1994 den Kontakt zwischen den Fakultäten für Jura in Herzlija und Düsseldorf aus und unterstützte die hie-

sige Universität nach Kräften. Es gibt wenig, wofür sich Dr. Harry Radzyner nicht engagiert. So fördert er seit vielen Jahren die evangelische Polizeiseelsorge. Er engagiert sich für die jüdische Gemeinde Düsseldorf. Er unterstützt die Stiftung „A New Way“, die palästinensische und israelische Schüler zusammenführt. Und er hat geholfen, in Herzlija ein „Deutsches Haus“ zu errichten, das Anlaufpunkt für alle Menschen ist, denen die Zukunft des deutsch-israelischen Verhältnisses wichtig ist.

Uns bleibt, ihm für sein Engagement zu danken und ihn zu bitten, genau so weiter zu machen.“ Dem kann sich die Gemeinde nur von Herzen anschließen. *Boike Jacobs*

ISRAELS

ZUKUNFT

SICHERN

Zeigen Sie Ihre Verbundenheit mit Israel und machen Sie der nächsten Generation ein Geschenk. Mit Ihrem Testament zugunsten Israels helfen Sie, die Zukunft des Landes zu sichern.

Seit mehr als 50 Jahren leistet der Jüdische Nationalfonds e.V. - Keren Kayemeth Lelrael (JNF-KKL) Hilfe bei der Erstellung und Überarbeitung von Testamenten. Hierbei stehen die Interessen des Vererbenden und der Erben im Vordergrund. Der JNF-KKL zieht geeignete rechtliche Berater zu steuer- und erbschaftsrechtlichen Fragen hinzu. Als gemeinnützige Organisation ist der JNF-KKL grundsätzlich von der Steuerpflicht befreit.

Als Delegierter des JNF-KKL berate ich Sie vertraulich in Erbschaftsangelegenheiten zugunsten Israels.



Gerne komme ich zu Ihnen oder empfangen Sie in unserem Büro.

Rufen Sie mich an:
(069) 97 14 02 - 11

Ihr

Moshe Oppenheimer



JÜDISCHER NATIONALFONDS e.V.

Liebigstr. 24 - 60323 Frankfurt • E-Mail: oppenheimer@jnf-kkl.de

Zauberhafte Lehrstunde über Felix Mendelssohn Bartholdy

Schülerinnen und Schüler von Marina Kheifets gaben ein Konzert im Leo-Baeck-Saal



Dies war weit mehr als ein Konzert. Mit ihren begabten und hervorragend ausgebildeten Schülerinnen und Schülern gestaltete Marina Kheifets am 15. November eine zauberhafte Lehrstunde zum Leben und Wirken Felix Mendelssohn Bartholdys in Düsseldorf. Zu Recht gab es anhaltenden Beifall des Publikums, das den Leo-Baeck-Saal bis auf den letzten Platz besetzte. *Fotos: Lev Verbitsky*

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe zum 200. Geburtstag Felix Mendelssohn Bartholdys wurde eine Reise durch sein Leben präsentiert und dabei ein besonderer Schwerpunkt auf die Düsseldorfer Zeit des jungen Komponisten gelegt. Welch großartige Idee, nicht nur aus den Briefen des jungen Mannes zu zitieren, sondern ihn und seine Schwester Fanny von Philipp Wurm und Malin Mahner (*Foto links oben*) spielen zu lassen.

Dabei waren die pointierten Texte von Petra Lammers (*Foto unten links*), Ellina Perlin und Herbert Rubinstein geschickt zusammengestellt und mit Klavierstücken verbunden worden, die von Marina Kheifets - unter Assistenz von Anna Yarovaya, Vladimir Shamo und Tamara Duzhanska - unterrichtet und ganz hervorragend auf dieses Konzert vorbereitet worden waren.

So wurde dem gespannt lauschenden Publikum ein lebendiges Bild von den Düsseldorfer Jahren Felix Mendelssohn Bartholdys geboten. Ausgehend vom umfangreichen Briefwechsel, den Mendelssohn in den knapp zwei Jahren als Städtischer Musikdirektor zwischen September 1833 und Juli 1835 von Düsseldorf aus geführt hat, wurden die unterschiedlichsten Facetten seiner Arbeit gezeigt. Immerhin war der junge Komponist damals für das gesamte Musikleben der Stadt

Einen besonderen Dank an Christoph Schilling, Alexander Zivkovic, Malin Mahner, Chiara Wernet, Lisa Zhu, Zoran Markovic, Jana Karavajnikova, Christina Knaub, Nairi Sevinc und Sam Bachtisar, die das Konzert mit ihrem Klavierspiel ganz ausgezeichnet gestalteten.

zuständig, die der gebürtige Berliner als schrecklich provinziell empfand. Das alles wurde nicht als akademische Lehrstunde präsentiert, sondern als ein kurzweiliges Gesamtkunstwerk. Die Hauptrollen spielten dabei Philipp Wurm, der den jungen Felix sehr überzeugend darstellte, und Malin Mahner, die sich als Schwester Fanny auch an den Flügel setzte und zeigte, dass sie nicht nur schauspielerisches Talent hat.

So gab dieser anregende Nachmittag nicht nur einen Einblick in das Leben Felix Mendelssohn Bartholdys, er bewies auch, dass Marina Kheifets in ihrer Musikschule Subito einen hervorragenden Unterricht gibt. Die Mädchen und Jungen, die an diesem Nachmittag spielten, sind alle Preisträger wichtiger Musikwettbewerbe. Ein großes Lob an Marina Kheifets und alle, die dieses Konzert ermöglichten. *Boike*



Jonathan Grünfeld und Kinder der Klassen 4a und 4b: „Der Besuch von Herrn Katzenstein war ganz herzergreifend“

Die Gedenkveranstaltungen zum Pogrom von 1938 wurden in diesem Jahr von einer besonderen Persönlichkeit begleitet: Herrn Günther Katzenstein (Jahrgang 1920), der heute in Schweden lebt. Seit 1924 wohnte seine Familie in Düsseldorf, wo Vater Bernhard Katzenstein am Schwanenmarkt einen Einzelhandelsbetrieb führte. Den Novemberpogrom von 1938 erlebte Familie Katzenstein in ihrem Wohnhaus an der Steinstraße 67. Die Erfahrungen dieses Abends brannten sich tief in Günther Katzensteins Gedächtnis ein. Abends fielen etwa zehn Männer in die Wohnung ein, zerstörten die gesamte Einrichtung und warfen diese unter dem grölenden Beifall von Passanten von oben auf die Straße. Sohn Günther nahm damals allen Mut zusammen, kletterte auf diesen Trümmerhaufen und rettete das Bargeld seines Vaters aus dem zerstörten Schreibtisch. 1941 wurde die Familie vom Derendorfer Bahnhof in das Minsker Ghetto deportiert. Von den etwa 1000 deportierten Personen sollte Günther Katzenstein der einzige Überlebende werden. Seine Familie wurde in der Schoa ausgelöscht, darunter auch seine Frau, die er 1940 heiratete. Er selbst wurde 1945 völlig abgemagert in Bergen-Belsen befreit und zur Genesung nach Schweden gebracht. Dies Land wurde für ihn zu dem Ort, in dem er eine eigene Familie gründen konnte und eine neue Heimat fand. Bewegt von dem Rundgang mit Herrn Katzenstein am 8. November und der Gedenkveranstaltung für die Synagoge tags darauf, baten wir ihn als wichtigen Zeitzeugen spontan um einen Besuch in der Yitzhak-Rabin-Schule. Diese Einladung nahm Herr Katzenstein gerne an und besuchte die beiden vierten Klassen am Dienstag, den 10. November. Hier einige Reaktionen von Kindern aus den Klassen 4a und 4b nach dem Besuch von Herrn Katzenstein. *Foto: Jonathan Grünfeld*

Am 10. November besuchte Herr Katzenstein unsere Schule und erzählte der Klasse 4b und uns, der Klasse 4a, was er von 1933 bis 1945 erlebt hatte. Er berichtete uns, wie er mit einem Gütertransport in ein Ghetto nach Minsk deportiert wurde. Die Fahrt dauerte sechs Tage. Wir konnten mitfühlen, als er erzählte, dass er von seiner Familie getrennt wurde. Er berichtete weiter, als er für die Nazis als Elektriker Scheinwerfer anbrachte und Klavier und Akkordeon spielen musste. Er verdiente somit Essen oder andere Kleinigkeiten. Einige Soldaten fühlten mit ihm. Sie sagten ihm die ganze Zeit, dass er fliehen sollte, doch er antwortete darauf: „Wohin soll ich fliehen? Ich kenne das Land nicht, nicht die Sprache und außerdem hassen die Russen die Deutschen.“ Also blieb er im Ghetto.

Nach wenigen Jahren wurde Herr Katzenstein in das Konzentrationslager Bergen-Belsen transportiert. Dort wurden alle gequält: Sie mussten draußen in der Kälte stehen. Er hörte viele Gerüchte. Zum Beispiel, als Herr Katzenstein sehr krank war und im „Bett“ lag, wurde bekannt, dass die Engländer die Deutschen besiegten. Er rollte sich aus dem „Bett“, krabbelte zum Ausgang und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, befand er sich im Lazarett. Es gab keine Medizin, die Herrn Katzenstein helfen konnte, aber bald kam eine Medizin aus Amerika, die ihm das Leben rettete. Er blieb noch lange im Lazarett. Bald konnte er nach Hause.

Doch er war sehr traurig, als er herausfand, dass er keine Familie mehr besaß. Als er zu



Ende erzählte, hatten wir viel Mitgefühl mit ihm. Wir überlegen noch immer, wie schrecklich es damals war.

**Daria Babuschkina und Daniel Kaplan,
Klasse 4a**

Ich habe den Besuch von Herrn Katzenstein als etwas sehr Wichtiges empfunden. Er hat uns viele Sachen erzählt, wie es damals war, in Deutschland als Jude zu leben. Ich war fasziniert von seiner Geschichte.

Leah

Ich fand es interessant, als er erzählt hat, dass er Kartoffeln geklaut hat und sich in die Stiefel gesteckt hat. Aber die ganze Geschichte war traurig.

Ruslana

Ich fand es ganz toll, dass Herr Katzenstein zu uns gekommen ist und den beiden vierten Klassen von seinem Leben und dem Leben der anderen im Krieg erzählt hat. Wenn es

ein Zeitzeuge selber erzählt, dann kann man es noch besser verstehen. Die ganzen Leiden und die Trauer.

Cecilia

Ich fand den Besuch spannend. Als Herr Katzenstein gesagt hat, dass er damals nicht zur Schule gehen durfte, hat es mich sehr gewundert. Zum Glück wurde er nicht getötet.

Aron

Mir hat der Besuch sehr gefallen. Es war aber auch sehr berührend. Besonders, als er über die Familie und über KZ erzählt hat.

Adel

Der Besuch von Herrn Katzenstein war ganz herzergreifend. Er hat uns seine Gedanken aus seinem Herzen geschüttet. Einen Zeitzeugen zu treffen, der all das miterlebt hat, war schon gut.

Ajan